

Die verlorene Stadt

Autor(en): **Bernoulli, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **30 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-24293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die verlorene Stadt

von *H. Bernoulli*

Mit der Schlacht von Waterloo hört die Kunstgeschichte auf.

Noch zwei, drei Jahrzehnte schenkt man in ästhetischen Zirkeln einen letzten Aufguß in die goldumränderten Täbchen, rieselt als dünnes Bächlein eine subtile Kunstbetätigung zwischen den Steinen – Gelehrte und Ungelehrte sprechen in leicht scherzhaftem Ton von « Biedermeier ». Aber dann ist endgültig Schluß. Der Freund der schönen Künste weigert sich beharrlich, die Quartiere aufzusuchen, die nach dem Goldrausch von Californien entstanden sind oder in der frischfröhlichen Gründerzeit oder in der hochgestieften wilhelminischen Aera.

Unglückseligerweise sind aber grade seit den Goldfunden am Sacramento, seit 1848, unsere Städte in die Breite gegangen, haben sie Speck angesetzt, sind aufgequollen zu Ungeheuern. Nicht nur San Franzisko. Breslau und Turin – auch Zürich, Genf und Biel und überhaupt alles, was sich der Industrie und dem Fortschritt verschrieben hat, auf beiden Hemisphären.

Das Peinliche an der Sache aber ist nicht der Umstand, daß diese seit 1850 in aller Welt entstandenen Neuartiere von einer beklagenswerten Kunstarmut sind, daß sie zum weitaus größten Teil von einer harmlos pfuschenden Bauindustrie gezeugt worden sind – es fehlt da schon am allernötigsten, von Linie, Haltung oder « kulturellen Belangen » noch gar nicht zu reden – es waltet da nicht einmal die dürftigste Ordnung, nicht die leiseste Regelung, daß da « Heimstätten für Menschen » entstehen sollen – jene Quartiere stellen nichts anderes dar als ein hilfloses Chaos. Wers nicht glaubt, der besteige ein Flugzeug und besehe sich das Ding von oben. Ein Blick genügt.

Wer sich nun gar noch die Mühe gibt, den Kopf hinauszustrecken aus einem Hoffenster – Parterre oder fünfter Stock, ist ganz egal – etwa in Basel-Gundeldingen oder in Zürich-Außersihl oder in Genf-le-Pâquis – der muß erkennen, daß die Geschichte sich sozusagen von Tag zu Tag noch verschlimmert: das Innere eines Gevierts wird immer dichter verbaut mit Seitenflügeln, Hintergebäuden, Werkstätten, Waschküchen; immer ruchloser werden die letzten Reste der ehemals ganz leidlichen Gärten beschnitten, verstümmelt, vernichtet; nur mit Mühe hält die Baupolizei Maurer, Zimmerleute und

Spengler zurück, die mit ihrem Handwerkszeug bereitstehen, drohend, auch noch den letzten verfügbaren Winkel der Dachgeschosse zu Mansarden auszubauen.

Und wer gar noch versuchen wollte, auszurechnen, was es kostet, ein so erbarmungswürdig zugerichtetes Geviert – nur ein einziges! – aufzukaufen, um das klägliche Gebilde abzubrechen und den schönen Grund und Boden einer zeitgemäßen und erfreulichen Bebauung zuzuführen – ach! der läßt schon nach der ersten Addition den Bleistift sinken und schüttelt betrübt das Haupt: eine unmögliche Geschichte! eine ganz und gar unmögliche Geschichte! Man muß diese Quartiere – so lautet der Schluß – vier Fünftel der Stadt, die Hauptmasse aller Bauten, ihrem Schicksal überlassen, einem trübseligen Marasmus. Man muß es gehen lassen, wie es gehen mag. Es sind eben die vergessenen Quartiere, es ist die verlorene Stadt.

Aber siehe da! Steht nicht in allen bessern Buchhandlungen im vordern Schaufenster eine nagelneue Schrift, die just unser Thema behandelt? Über einem Liniengewirr – es ist der Ausschnitt aus dem Stadtplan von Warschau – schwebt der Titel: « Die organische Erneuerung unserer Städte. Ein Vorschlag. » Just um die einem würdelosen Altern preisgegebenen Quartiere handelt es sich da; sie sollen erneuert werden, ja sogar organisch erneuert werden.

Wer in aller Welt ist auf dieses ausgefallene Thema geraten, das Thema, wie die Massenquartiere unserer Städte vor einem elenden Verfall bewahrt werden sollen?

Der Schreiber dieser Zeilen selbst, so stellt es sich heraus, hat sich dieser dornigen Sache angenommen, hat einen Vorschlag ausgearbeitet, den er nun, wie es auf der ersten Seiten heißt, den städtischen Parlamenten und Behörden vorlegt, den Volkswirtschaftlern und Hygienikern und – nicht zuletzt – den Hausbesitzern und Mietern jener betrüblichen Quartiere.

Was darin steht, was da vorgeschlagen ist? – ja, das muß man eben in der kleinen Schrift nachlesen: es sind bloß 70 Seiten, dazu noch aufgelockert durch zwei Dutzend Planbilder – keine große Arbeit also!

Aber wer um des Themas willen die Arbeit näher prüft, vielleicht ein zweites-, ein drittesmal durchliest, mit dem Bleistift in der Hand, in gehöriger Gemütsruhe – der wird wohl gewahr, daß da ein Programm aufgestellt ist, das unsern Städten eine ganz neue Bedeutung geben kann; daß sie – schon halb aufgegeben – einer schöneren Zukunft, einer ständigen Erneuerung entgegenführt. Und das so nebenbei das Problem löst, oder wenigstens dessen Lösung andeutet, wie unsere Städte nach einem Jahrhundert der Kunstlosigkeit einer neuen künstlerischen Blüte entgegengeführt werden können.